Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 7 (1903-1904)
Heft: 8

Artikel: Der Altgeselle : Erzählung [Schluss folgt]
Autor: Schaffner, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665010

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

mentlich von den Gemälden des Versailler Schlosses gilt, vor allem von den ungeheuren Leinwandflächen Lebruns, welche die Taten Ludwigs XIV., der David und Groß, welche die napoleonischen Taten darstellen. Welch reiche Fülle von kulturhistorischen, zeitpsychologischen Beobachtungen sich oft an die einfachsten Bildwerke, wie Porträts u. dgl. knüpfen läßt, zeigt übrigens auch Lichtwark in seinem genannten Buche.

Auch alle literarischen Fächer genießen den Vorteil, daß in den Bildwerken sich ihnen leichter zu perzipierende Parallelen zu den komplizierteren, schwerer zu überschauenden Dichterwerken darbieten. So weiß ich aus Erfahrung, daß seit dem Vorhandensein des Kisling'schen Tell es mit Hülfe einer guten Reproduktion desselben unendlich leichter ist, den Schülern das Wesentliche im Charakter von Schillers Tell zum Bewußtsein zu bringen, und ich erinnere mich aus meiner Studienzeit mit Vergnügen daran, wie viel lebendiger und überzeugender das Bild der Individualität des Euripides in uns wurde, weil unser verehrter Lehrer Arnold Hug, nichts weniger als ein feuriger Redner, die bekannte Euripidesbüste zu Hilfe nahm.

Haben wir bis jetzt die Vorteile darzutun versucht, welche der Lehrer aus der Verwendung von Werken der bildenden Kunst in der Schule zu ziehen vermag, so wenden wir uns nun zu der viel wichtigern Frage: Welches ist der Gewinn davon für den Schüler?

Ich glaube, dieser Vorteil für den Schüler ist ein gar nicht hoch genug einzuschätzender und zwar ist er ein dreifacher, einmal für den Intellekt des Schülers, dann für den Ausdruck dieses Intellekts, die Beherrschung von Sprache und Stil und endlich für das Ethos — das alles freilich unter der Voraussetzung einer zeitig beginnenden und jahrelang fortgesetzten Erziehung für und durch die bildende Kunst. (Schluß folgt).

Der Altgeselle.

Erzählung von Jakob Schaffner, Basel.

Ein viereckiger, nicht zu kleiner gepflasterter Hofraum ist immer noch eine beschränkte Welt, sonderlich, wenn er rings von Häusern umstellt und außerdem von Lauben überbaut ist. Derjenige, den ich im Sinn habe, besaß alle diese Eigenschaften, und eben darum war er auch zugleich eine gemütliche Welt. Am heimischsten fühlte man sich abends darinnen, wenn mitten auf dem Platz die Laterne brannte, zu welcher alle Anwohner abwechselnd das Öl liefern mußten, unten im Vorderhaus die Ofenbauer pfiffen, im Haus gegenüber die drei Schneiderinnen-Schwestern miteinander plauderten und die Nähmaschinen dazu schnurrten, hier aus der Schusterwerkstätte das melodische Klopfen erklang und dort, gerade den Schustern gegenüber, die welsche Töchterschule ein französisches Lied sang, was für mich umsomehr Stimmung enthielt, als ich nicht französisch

verstand. Alle Fenster schauten dann mit hellen, freundlichen Augen auf die brennende Laterne hinab, und wenn der Schnee ihr etwa noch ums erleuchtete schwere Haupt tanzte, so saß man in den vier Häusern so recht warm und mollig beisammen.

Alles dies war an jenem Abend, mit dem meine Geschichte einsetzen muß, der Fall. Ich selbst befand mich in einer zufriedenen Stimmung, obgleich am Mittag einige allzufreche Buben von mir gesagt hatten, ich hätte noch mein Konfirmationsgewändlein an Das hatte mich den ganzen Nachmittag sehr beschäftigt; aber nun, wie gesagt, fühlte ich mich zufrieden und meine Seele war auch solch ein Hofraum mit erleuchteten Fenstern und einer brennenden Laterne in der Mitte.

Seit wenigen Wochen befand ich mich an dieser Stelle. Ich hatte meinen Ausflug richtig unternommen und saß nun so recht behaglich mitten in der Fremde drin; denn ich war noch zu neugierig, um mich fremd zu fühlen und jung genug, um noch Nachsicht und Wohlwollen zu erfahren. Der Meister war freundlich mit mir, die Gesellen behandelten mich als ihresgleichen und an meinen Wegen in die Zukunft sah ich daher dicht aneinander wie Kilometersteine die Glücksmöglichkeiten stehen. Daß mein Lehrmeister meinen triumphierenden Brief, den ich ihm ob solcher guten Erfahrungen geschrieben hatte, nicht beantwortete, deutete ich mir natürlich dahin aus, daß ihn seine fehlgeschlagenen düstern Weissagungen ärgerten, was alles noch erheblich zu meiner Erbauung beitrug.

Neben mir saß der Altgeselle, ein bärtiger, schweigsamer Mensch, der mir unendlich einfältig vorgekommen wäre, hätte er nicht einen ehrwürdigen Zug an sich gehabt, der meine Achtung unbedingt in Pflicht nahm. Und da er mich ferner zu seinem Zimmergenossen gemacht hatte und nun wie ein rechter Onkel an mir jungem Blut handelte, besaß er auch meine Liebe, der gute, alte Berger. Nun baute er an einem französischen Damenabsätzchen und brummte zu einem welschen Lied der benachbarten Töchter einen guten deutschen Text:

„Wer Rosen will abbrechen,
Der scheu' die Dornen nicht.
Wenn sie auch heftig stechen,
So genießt man doch den Duft."

Das französische Lied hatte fünf Strophen, und er summte unverdrossen zum fünften Mal diesen einen Vers mit, wobei es ihn auch nicht im geringsten störte, daß er sich erst nicht einmal recht reimte.

Wenn der Alte dies Lied sang, so kam mir allemal wieder in den Sinn, was einer der andern Gesellen mir über ihn mitgeteilt hatte: daß es vor Zeiten einmal etwas gegeben habe zwischen Berger und der Tochter des Meisters, der jetzigen Frau des benachbarten Ofenbauers. Es sei aber gleich von Anfang so recht nichts daraus geworden; nur wenn der Alte dies Lied singe, so denke er wieder daran. Das sei aber geschehen so vor fünfzehn Jahren, wo der Alte

noch ein frischer Dreißiger und Frau Melitta ein etwa achtzehnjähriges junges Mädchen gewesen war.

Von dem Tage an hatten die beiden Menschen in meinen Augen einen besondern poetischen Reiz, und ob ich sie gleich nie mit einander verkehren sah, so dachte ich sie mir doch mit einem heimlichen Zauber verbunden, in den auch ich mich kraft meines Mitwissens eingeschlossen fühlte, und der in der Folge mein Verhalten zu dem einen wie zur andern mitbestimmte.

Das Lied war drüben verklungen und hüben versummt; die Lichter verlöschten, die Schule war aus. Wir hörten die Mädchen die Treppe hinabhüpfen, über den Hof schreiten und plaudernd durch die Einfahrt sich entfernen. Bei den Ofenbauern war es ebenfalls still geworden; soeben rief auch die alte Mutter der drei Schneiderinnen diese zum Nachtessen. Da sagte einer der Gesellen und erhob sich, indem er sich dabei reckte:

„Ich denke, wir legen unsre Kindlein auch schlafen, Gesellen. Der Sonntag ist ein schöner Tag und man kann sich nicht lang und gründlich genug darauf vorbereiten. Darum lobe ich mir am Samstag einen rechtzeitigen Feierabend."

„Hast Recht, Max", erwiderte ein anderer. „Ich halte es darin auch mit jenem Brandenburger. Der sagte, der Sonntag sei ein so heiliger Tag, daß man ihn eigentlich immer drei Tage vorher und drei Tage nachher feiern sollte."

Wir lachten, und da es wirklich Feierabendzeit war, räumten wir unser Werkzeug zusammen und griffen nach Kehrbesen, Wassereimer und Wurzelbürste, um die Werkstätte in Stand zu stellen; denn das war unsre, der jüngeren Gesellen, samstägliche Aufgabe. In unser Fegen und Bürsten hinein drang durch die geöffneten Fenster das Sonnabendgeläute vom nahen Dom und schon nahm die Feststimmung Besitz von unsern jungen Gemütern.

Noch aber hatte dieser Tag für mich ein liebes Ereignis in Bereitschaft. Als ich mit Max durch den Hof schritt, rief mich die braunhaarige, gelenke Frau Melitta an.

„Sie besuchen ja doch wohl heute abend wieder ihr Vereinchen, Gottlieb, oder nicht?" fragte sie gewinnend. Und als ich bejahte, bat sie mich, da ich heimwärts doch fast denselben Weg mit ihr habe, ihr Töchterchen Martha aus der Generalprobe um zehn Uhr abzuholen und heimzubegleiten, da der Vater verhindert sei.

„Siehst du, Gottliebchen, jetzt macht sie deinen Kahn flott", neckte nachher Max, dem meine heimliche Andacht zu dem schwarzgelockten Backfischchen nicht ganz verborgen geblieben zu sein schien. Ich sagte nichts darauf; nur rot war ich geworden und mein Herz freute sich.

Jener nächtliche Gang an Marthas schlanker Seite ist trotz des Schneegestöbers ein Glanzpunkt in meinem jungen Leben, und so nichts sagend das Geschehnis im Grund auch war, so besaß es für mich doch eine herzliche Be-

deutung: hatte ich doch mein Sonntagsgewändlein angezogen, um ihrer Gesellschaft so würdig als möglich zu sein.

Und auf dem ganzen Weg redete sie immer mit mir, fragte mich in ihrer altklugen Weise nach Eltern, Geschwistern, Heimat und nach meinen Absichten für die Zukunft. Und sie verriet mir, daß ihre Mutter gesagt habe, ich sei das zierlichste Schustergesellchen, das der Großvater noch je in seiner Werkstätte gehabt habe. Da erwiderte ich mit Begeisterung:

„Und Sie sind das liebste Mamsellchen, das mir noch je vorgekommen ist.“ — —

* * *

Dann war es am Sonntag vormittag, wo immer noch der Schnee rieselte und nun die Glocken darein läuteten, dieselben Glocken, die kurz zuvor Weihnachten und dann das neue Jahr eingeläutet hatten. Berger, der immer zuerst auf war, hatte bereits die Stube warm geheizt, und wir saßen nun so recht friedlich und stillvergnügt beisamen, jeder an seiner eigenen Beschäftigung. Ich hatte meine Werktags-Ausgehhose unter der Nadel, um unter Bergers erfahrener Leitung einen beträchtlichen Flicken nach allen Regeln der Kunst einzusetzen; die Arbeit nahm einen zufriedenstellenden Fortgang und ich konnte hoffen, bis zum Mittagessen, mit dessen Zurüstung Berger beschäftigt war, fertig zu sein.

Die bequemlich und auch alt gewordene Meisterin hatte um der vielen Arbeit willen, die für sie damit zusammenhing, den Gesellen seinerzeit Beherbergung und Beköstigung aufgesagt, und daher hatten wir uns selbst um diese Dinge umzutun. Während die andern ins Speisehaus gingen, löste sich Berger und ich mit ihm diese Frage auf seine Art. Und nachdem wir uns nun in der Woche jeweilen mit Schälkartoffeln und Bücklingen oder Schwarzwurst begnügt hatten, war es Berger am Sonntag immer ein besonderes Vergnügen, mit einem regelrechten Sonntagsessen uns für die Bescheidung in der Woche schadlos zu halten.

So saß denn der bärtige Altgeselle am Tisch, die Brille auf der Nase, eine weiß und blau geschweifte Weiberschürze vorgebunden und ein Stück Kalbsbrust vor sich auf dem Zuschneidbrett, welches erstere er soeben zu öffnen im Begriff war. Die Füllung lag schon nebendran bereit, Berger hatte dabei weder an Eiern noch an Schnittlauch gespart — und auch die Pflöckchen, womit er die Öffnung auszusperren pflegte, waren geschnitzt. Als dann der von mir so sehr geliebte Inhalt untergebracht war — er selbst zog diesem die Hülle entschieden vor — nahm er die Packnadel zur Hand, um die köstliche Wunde mit Schustergarn zu vernähen.

Und neben dem Brett auf dem Tisch saß der zahme Star und tat sich an den Fleischabfällen gütlich. Und im Weihnachtsbäumchen, das noch auf der Ecke des Tisches stand, flatterte ein Kanarien-Pärchen vergnüglich von Zweig zu Zweig und pickte an den aufgehängten Süßigkeiten.

Bei alledem war es doch still in unsrer Stube, so still etwa, wie in den Kirchen, wo jetzt gerade die Orgeln mochten verklungen sein. Und so, wie nun überall die Pfarrherren aus den Sakristeien traten und auf die Kanzeln stiegen, so entließ jetzt auch mein Herz ein gefühlvolles Pfarrerchen, das drinnen schon eine Weile auf den rechten Augenblick gewartet hatte, um nun alsobald auf der Seufzertreppe an den hellen Tag herauf zu steigen und sich schüchtern folgendermaßen wahrnehmen zu lassen.

„Wißt ihr, Berger, was ich wünsche? Ich wollte, ich würde über Nacht fünf Jahre älter und Martha auch. Dann sollte einmal etwas Rechtes geschehen."

Berger schaute mich an und ein Lächeln ging durch seine Augen; sein Gesicht blieb sich aber gleich.

„Hast du darum so schön gesungen heute Nacht?"

Ich wurde rot.

„Gesungen hätt' ich? Was denn für ein Lied?" fragte ich und brach die Nadel ab.

„Wer Rosen will abbrechen, der scheu' die Dornen nicht", erwiderte Berger. „Und dazwischen sagtest du wieder: Und Sie sind die liebste Mamsell und ich möchte Sie wohl heiraten. Und als ich dir die Hand auf den Mund legte — denn du machtest einen erklecklichen Lärm — da hast du mir sie flink geküßt."

Ich wurde sehr verlegen, denn ich hatte in der Tat von diesem Kuß etwas ganz anderes geträumt und empfand in diesem Augenblick schmerzlich, daß zwischen einem Mädchenmund und einer schwarzen Schusterhand doch ein erheblicher Unterschied ist. Ich schwieg und tat sehr in Anspruch genommen von dem Einfädeln der neuen Nadel. Und abermals blieb es, wohl eine Stunde lang, still zwischen uns.

Der Star hatte inzwischen seine Mahlzeit beendet und jagte nun die Kanarienvögel in der Stube herum, was ihm immer ein großes Vergnügen zu bereiten schien. Berger briet und wendete an seiner Kalbsbrust und vergaß auch die Kartoffeln nicht darüber; doch schien er mir etwas Sonderliches in seinem Sinn zu bewegen. Wenn ich etwa von meiner Arbeit, immer noch mit leise glühendem Haupt, nach seinem bärtigen Gesicht aufschielte, so meinte ich einen wehmütigen Schein darauf liegen zu sehen.

Endlich räusperte er sich.

„Gottlieb," sagte er: „wenn dir's recht ist, so bleiben wir heut' bei dem Schnee zu Hause. Ich mache einen guten Kaffee; dazu essen wir Kuchen und ich erzähle dir etwas — von Marthas Mutter, der Frau Melitta. Willst du?"

Ob ich wollte!

* * *

Der Star saß auf dem Tannenbäumchen und verdaute schläfrig und verdießlich sein allzureichliches Mittagsmahl. Das Kanarienpärchen hüpfte

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

Mailied. (Wie herrlich leuchtet mir die Natur!) Nach einem Gemälde von G. Max.

munter auf dem Tisch herum und pickte nach allerlei Brosämlein. Und wir tranken Kaffee, aßen Kuchen und dachten dabei still an Frau Melitta.

Endlich räusperte sich Berger wieder.

„Wie das schneit!“ sagte er.

„Es will nimmer aufhören,“ erwiderte ich. Er nickte.

„So war's vor fünfzehn Jahren, als ich von Frankfurt hieher kam. Der Meister hatte durch die Zeitung einen ganz tüchtigen Gesellen gesucht auf feinste Damenarbeit, und da kommt's einem gut, Gottlieb, wenn man sich nur hinzustellen braucht und zu sagen: „Ich bin's und kann's. —“

Er sah mich dabei bedeutend an, und ich schaute in meine Kaffeetasse, denn ich wußte wohl, wo meine Jacke blöd war.

Er nahm einen Schluck Kaffee. Dann, nach einem Schweigen, hob er wieder an.

Es ist mir, als sei es erst vorige Woche gewesen. Ich läute an: da springt schon die Tür auf und sie blitzt mir entgegen, wie die Wachtel aus der Uhr, wenn's die Morgenstunde schlägt; die Melitta nämlich. Ich kann nur sagen, was ich will und wer ich bin, und stehe schon vor dem alten Merk; der Alte gefällt mir, die Junge ist schlank und sauber, wie zum Abliefern, und ich bin eingestellt, ehe man zehnmal andächtig Amen sagen kann.“

„Ich hatte davon gesagt, daß ich in Paris und in London gearbeitet habe; das gehörte so zum Ausweis. Es waren aber noch keine acht Tage vergangen, als mich die Melitta, die schon damals die Ohren gespitzt hatte, fragte, wie mir die Pariser Mädchen und die Londoner Frauen gefallen hätten und ob sie schöner und klüger seien, als diejenigen von Straßburg. Und wie ich erwiderte, ich müsse die Straßburgerinnen doch zuerst einmal recht kennen, da sagt sie, ich solle nur sie ansehen, da hätt' ich eine echte vor mir. Und dabei zündet sie mir in die Augen, daß mich's noch manchen Tag geblendet hat nachher.

Ich war damals noch nicht der alte Knasterbart, der ich jetzt bin; und den Mädchen war ich bis dahin auch noch nie zuwider gewesen. Ich stellte meinen Mann, hatte Freude am Leben und Lust zu allen Menschen, wenn sie nur anständig und ehrlich waren. Außerdem stand mir ein rechtes Stück Geld im Rücken, das zum einen Teil aus dem elterlichen Erbe und zum andern aus Ersparnissen bestand. Ich hätte mich also schon lange wo niederlassen können; ich war nur noch nirgends an den goldenen Zaun gelaufen, hinter dem meine Rosen wuchsen.

Was ich damals der Melitta auf ihre Frage geantwortet habe, weiß ich nicht mehr; etwas sehr Gescheidtes kann's aber nicht gewesen sein. Doch war damit der erste Einschlag gemacht zu einem Band, an dem wir in der Folge immer fleißiger webten und von dem ich mir bald viel Gutes versprach. Viele bringen es fertig, mehrere solcher Bänder zu weben; anderen ist Seidenfaden nur zu einem einzigen gegeben; und da ist es dann immer doppelt schlimm, wenn etwa im Weben ein Fehler gegangen ist. Zurück tun kann man nicht

mehr, weiter pfuschen tut nicht gut; daher kommt es denn, daß unser Band heute noch unfertig im Webstuhl hängt.

Wenn ich ihr nun so von meinen Fahrten erzählte, wie ich's da gut und dort schlecht getroffen, wie ich am einen Ort Frieden und am andern Krieg gefunden hatte, wie ich hier gerne und dort ungerne weiter gegangen war, — und sie schaute dabei etwa von ihrer Arbeit auf und unsre Blicke trafen sich, dann geschah es nicht selten, daß ich in der Tiefe ihrer Augen ein ganzes Panorama getreulich aufgebaut sah, so, wie ich ihr's gerade beschrieben hatte, etwa den ganzen Ausblick vom Niederwalddenkmal herab auf den Rhein weit umher mit seinen Dörfern und Städten und Kähnen und Lichtern, oder den Antwerpener Seehafen bei Nacht und Sternenglanz mit seinen dunklen Schiffsrümpfen und seinem Mastenwald und mit der ehrwürdigen Kathedrale dahinter, neben deren Turm nun gerade der Mond heraufstieg: das alles sah ich in ihren Augen zum zweiten Mal, nur daß es jetzt noch doppelt so schön war, weil auf allen Dingen ein so glückliches Licht lag.

Und ich fing an, in diese Augen auch sonst wohl einmal zu schauen, wo, bei ich zu bemerken glaubte, daß ihr das nicht eben unlieb sei; ja, es kam mir manchmal der Gedanke, daß sie diese Windlichter öfter vor mir hin und her trage, als gerade unbedingt nötig sei, — damit ich um so fleißiger hinein sehen könne. — — —

Melitta war das einzige Kind, der Vater vom Geschäft voll in Anspruch genommen, die Mutter eine gute, einfältige Frau, das Töchterchen eine lebhafte, spielfrohe Natur und so ein Winterabend eine furchtbar lange Spanne Zeit, wenn man, wie Melitta, nicht wußte, was man damit beginnen sollte. Arbeiten? Das tat sie ja den ganzen Tag. Sticken hatte sie wohl gelernt, aber das war ihr zu langweilig — so drei Stunden lang, klagte sie wohl einmal. Ein Stündlein will ich mir gefallen lassen, aber dann etwas anderes. Fürs Lesen hatte sie auch nicht viel übrig; sie zog die mündliche Erzählung der gedruckten bei weitem vor; das ist viel kurzweiliger. Aber gut, ich lese eine Stunde; was dann? Dann hab ich immer noch eine Stunde übrig; was fang ich mit der an? Verplaudern, riet ich. Mit wem? Der Vater liest Zeitung und will ohnehin nicht gestört sein, auch wenn sich mit der Mutter plaudern ließe. Aber die weiß ich schon lange auswendig: wie der Großvater starb, wie der Vater kam; was sie an der Hochzeit anhatte und wie's bei meiner Taufe lustig war. Was nachher kommt, hab' ich alles selber miterlebt. Die andern haben's eben gut; die haben einen Bruder, mit dem sie lachen und spielen und zanken können, oder doch wenigstens eine Schwester. Aber ich, wen hab' ich? Niemand.

So klagte sie mir eines Abends, und in ihren Augen stand das, was sie verschwieg, deutlich genug zu lesen. Und ich las es auch, und las es wieder, und überlegte mir's im Stillen. Und nachdem sie dies Wunschtäfelchen in ihren Augen drei Tage lang still vor mir umher getragen hatte, glaubte ich mit allem auf einmal im Sichern zu sein. Es war, als seien in meiner Seele plötzlich

die Lichter angesteckt worden, so daß ich nun klar sah, was bisher heimlich darin geschaffen worden war. Die Tische waren gedeckt, die Musikanten standen bereit und nur noch der Bräutigam fehlte mit der Braut. Und weil solchermaßen alles fertig war, wollte ich auch nicht länger zaudern. Am selben Abend stand ich schon vor dem Meister — denn es sollte alles in guter Regel vor sich gehen, wie sich's für einen ehrbaren Handwerker ziemt.

Der Alte war gerade im Begriff auszugehen und Melitta stand mit der Bürste in der Hand hinter ihm. Wie ich nun vor ihn trete und ihn frage, ob ich einen Augenblick mit ihm allein sprechen könne, heißt er die Melitta in der Werkstätte Maßbuch und Meßrahme holen. Sie geht ungern und wirft mir einen großen, erstaunten Blick zu. — Und dann trag' ichs dem Alten vor, daß mir seine Tochter wohlgefällt und daß ich ihr auch nicht zuwider bin, daß sie das und das wünscht, worauf ich aber nicht eintreten kann, ehe ich mit ihm gesprochen habe. Ich habe mein gutes Stück Geld, er fängt an, alt zu werden; und daß ein junger Compagnon seinem Geschäft nichts schaden würde, hat er selbst schon gesagt. Da wär' nun alles auf einmal, und meinen Wandel kennt er ja auch.

Er nickt ein paar Mal dazu und sagt, er habe es kommen sehen und es sei ihm nicht unrecht. Nur nicht pressieren solle ich. Das Mädchen sei noch jung und naseweis, wie alle einzigen; ich solle mir nichts vergeben und ihr nichts durchgehen lassen. Im übrigen halte er mich für vernünftig; ich werde das Rechte schon treffen, und wo sie einen festen Willen spüre, da habe sie noch immer beigelegt.

Dann frage ich ihn, wie er sich das denke mit unserm Verkehr und ob ich hie und da am Abend eine Kurzweil mit ihr treiben dürfe, ein Spiel oder auch sonst etwas, wie es die Gelegenheit mit sich bringe. Natürlich, sagt der Alte. Kommt, so oft es euch beliebt, so hat das Ding wenigstens etwas zu tun und bleibt mir vom Hals. Ihr müßt sie doch kennen lernen. Sie hat Spiele genug und Zeugs, und wird euch schon zu raten aufgeben. Und damit Gott befohlen, Berger! Er reicht mir die Hand und die Mutter ebenfalls. Sie müssen ihr aber auf die Finger sehen, Berger, sagt sie unter Tränen der Rührung. Das gute Kind mogelt gern, sagt der Vater, und will's dann erst nicht einmal wahr haben. Macht sie glücklich, Berger, s'ist unsre Einzige. — —

Wo nur das Mädel bleibt? Ich will doch nachsehen, sagt dann der Alte und schreitet nach der Türe. Da geht diese auch sogleich auf und Melitta tritt herein. Ich kann das Buch nicht finden, sagt sie mit weggewandten Augen. Glaub's wohl, wenn man's hinter den Türen herum sucht, erwidert halb polternd, halb lachend der Alte. Melitta wird rot und bleich, sie hat gelauscht und weiß also alles. Die Elsa war da, bringt sie aber vor, sie hat mich gefragt, ob ich heute Abend zu ihr kommen dürfe. Der Alte wirft mir einen Blick zu und ich wünsche gute Nacht und gehe für heute.

Dann war es am Abend des letzten Januartages. Der Meister war in die Stadt gegangen und die Mutter hatte sich frühzeitig zu Bette begeben. Wir saßen einander gegenüber am Mühlenbrett und das Ziehen war an ihr. Sie besann sich lange und schwer; ich aber war fröhlich, denn die Entscheidung stand bevor. Wir spielten um einen Kuß und ich war im Vorteil ihr gegenüber. Ach was, sagte sie plötzlich geärgert; ist das ein langweiliges Spiel diesmal! Und ehe ich's verhindern konnte, hatte sie die Steine durcheinander geworfen. Mutter hat gesagt, ich mogle gern; aber Sie machen auch kein offenes Spiel. Ich erschrak, faßte mich aber rasch wieder. Ich dachte mir's gleich, daß Sie alles mitangehört hätten, sagte ich dann dagegen. Was gehört? Und wenn ich's gehört hätte? Sie spielte mit den Steinen und sah nicht vom Brett auf. Was über mich verhandelt wird, geht mich doch auch etwas an. Aber ich sage nur: Sie treiben kein offenes Spiel.

Ich besann mich, was ich ihr antworten solle und was sie mit diesem plötzlichen Angriff überhaupt bezwecken mochte. — Ich habe seither hie und da daran gedacht, ob ich nicht besser sie das Spiel gewinnen lassen oder ihr doch wenigstens jetzt eine Liebeserklärung hätte machen sollen. Aber zu diesem Spiel, mein' ich, war ich zu alt und sie zu jung; das hätte nicht zusammengepaßt. Das Klügste schien mir, mich auf das zu berufen, was ich ihren Eltern schon gesagt hatte und sie ja auch gehört habe. Ich habe nichts gehört, erwiderte sie trotzig. Ich verwunderte mich im Stillen über ihre Kreuz- und Querzüge; dann erzählte ich ihr, was zwischen ihren Eltern und mir gesprochen worden war. Ja, und jetzt? sagte sie, als ich fertig erzählt hatte; dabei warf sie immer heftiger die Steine durcheinander und ihr Gesicht färbte sich immer dunkler. Ich dachte, daß es eben doch wahr sei, was man sagt: daß mit Männern viel besser zu geschirren sei, als mit Frauen. Und jetzt? wiederholte ich dann. Ach was! rief sie ungeduldig, warf die Steine hin, erhob sich und ging zum Fenster.

Da saß ich nun im jungen Leim. Das fängt gut an, dachte ich und wollte zornig werden. Da trat mir aber die Mutter wieder vor die Augen, wie sie unter Tränen sagte: s'ist unsre Einzige, Berger. Und ich stand auf und trat neben sie ans Fenster.

Die Laterne im Hof war bereits gelöscht worden, aber der Mond schwamm im Wasserdunst über den Dächern und der ganze Hofraum stand voller Mondlicht. Die Ofenbauergesellen waren längst verstummt, die Schneiderinnen schliefen wohl schon — eine französische Schule gab es damals noch nicht. Unter der Laterne saß ein Kätzchen und putzte sich. Nun stutzte es und horchte auf. Es kamen Tritte durch den Hofraum, der Meister wird's sein. Aber nein. Es war die jüngste der drei Schwestern und ein schmucker Bursch begleitete sie bis unter die Türe. Auf Wiedersehn, sagt der und gibt ihr die Hand. Gute Nacht, Lorenz, sagt sie liebevoll. Und sie zaudert mit dem Schlüssel und sieht ihm nach, bis er aus der Einfahrt in die Straße abbiegt. Eine Kußhand wirft sie

ihm noch nach, dann geht der Schlüssel und sie verschwindet in der Türe. — Dort ist's auch nichts geworden; ich hab's wohl gesehen, wie sie eine Zeit lang mit verweinten Augen herum ging. Du kennst übrigens diesen Lorenz auch. Er ist Ofenbauer und seinem Töchterlein hast du heut nacht im Traum einen Kuß gegeben. Er ist nachher der Mann der Melitta geworden. — —

Fräulein Melitta, sagte ich endlich, sind Sie mir böse? Und wie sie den Kopf schüttelt, nicke ich und sage: Ich wüßt' auch nicht wofür. Ich mein' es recht mit Ihnen und will Sie heiraten, sobald Sie mir ein gutes Wort geben. Da drückt sie die Stirn an die Scheibe und schmollt: Sie haben mir ja noch gar nicht gesagt, daß Sie mich lieb haben. Aber das versteht sich doch von selbst, mache ich. Wie wollte ich Sie sonst heiraten, wenn ich Sie nicht möchte! Überhaupt, sagt sie spröde, ich bin schläfrig und will zu Bette gehn. Gute Nacht. Und sie geht; und ich bin so erstaunt, daß ich ihr nicht einmal den Gruß abnehme.

Und dann liege ich eine ganze Nacht schlaflos im Bett und kann's nicht beisammen kriegen, was ich gefehlt habe. Und kann's nicht begreifen, daß es nicht genug sein soll, wenn ich einem Mädchen sage, ich mag dich leiden und will dich heiraten. Und kann mir nicht vorstellen, was ich sonst hätte sagen oder tun können. Aber s'ist so, sag' ich zu mir: Mit einem Mannsbild wärest du ohne weiteres ins Reine gekommen. Mit einem Frauenzimmer ist's was anderes, und mit so einem vollends, das einem nicht einmal sagen kann, was es will. Und ärgere mich unter meiner Bettdecke, daß ich mir nicht mehr Erfahrung angeeignet habe mit Weibern; aber hat man's, so ist's auch wieder nicht recht. Und was sollst du jetzt tun? Mit dem Trotzkopf noch einmal zu sprechen? Aber was? Du wolltest ja abbitten trotz deines Alters und ihrer Jugend, wenn du nur etwas wüßtest. Sollst du mit dem Alten reden? Aber der versteht von so Sachen auch nichts. Und die Mutter! Das ist halt auch ein Frauenzimmer. — Was hast du, Berger, fragt mein Schlafnachbar, der über meinem Grübeln wach wird. Kopfweh, sag' ich und es ist auch wahr. So kommt der Morgen und ich drehe immer noch an meinem Draht. Und sie zeigt immer noch das Gesicht, das sie am Abend aufsetzte, als sie sagte: Überhaupt, ich bin schläfrig.

Und dabei rieselt draußen im Hof den ganzen Tag so ein kalter, grauer Februarregen über die Laterne herab, daß sie nur so trieft. In den Dachrinnen ist ein langweiliges, blechernes Trommeln. Im Hof schleichen die braunen Gewässer herum. Auf dem Gesimse vor unsern Fenstern sitzen die Spatzen und frieren in ihrem nassen Federnwams. In unsrer Werkstätte läuft auch nichts; es ist so recht keine Arbeit da und man drückt sich träge und dumpf durch den blinden Tag, gähnt und streckt sich und wartet trübsinnig auf den Feierabend. Und hin und wieder geht die Melitta stumm hinter uns durch und macht ihr Gesicht. — —

Und diesen Abend spielen wir nicht miteinander.

Und darauf wälze ich mich wieder eine Nacht lang in meinen Gedanken, höre die Gesellen schnaufen und im Schlaf plappern und hier den Wind auf dem Estrich nebenan brummen. Und sehe die ganze Nacht ihr Gesicht vor mir, und schaue es an und befrage jeden Zug, und bekomme keine Antwort und kann's auch nicht ergrübeln, was es zu bedeuten hat, denn die Augen, die mich sonst immer so frei angeblitzt haben, die blicken nun zur Seite; und wenn sie ja einmal auf mich gerichtet sind, so schauen sie mich doch nicht an.

Dann kommt wieder ein Tag wie der vorige mit der triefenden Laterne, den trommelnden Dachrinnen und dem bleiblinden Himmel über dem dämmerigen Hof mit seinem braunen Gewässer in der Tiefe.

Und diesen Abend spielen wir wieder nicht miteinander.

(Schluß folgt.)

Sonntag.

Die blasse Wange rot geglüht
Von frischer Luft und Sonnenbrand,
Mit glückesfrohen Augen zieht
Ein Kind der Arbeit über Land.

Die Hand, die im Maschinensaal
Sechs Tage lang sich regt und müht,
Heut pflückt sie Blumen ohne Zahl,
Die auch für sie im Feld erblüht.

Mit hellem Hut und buntem Band
Schmückt sie sich für den Sonntag heut,
O neid ihr nicht das bißchen Tand,
Drin die sich ihrer Freiheit freut.

Nur wer ins Joch gebunden ist
Die lange schwere Wochenzeit,
Der Arbeit Kind allein ermißt
Des Sonntags ganze Herrlichkeit.

L. Ziegler, Winterthur.

Ich halte dafür, daß die Kenntnis recht vieler Fälle und Gestaltungen jungen Leuten mehr nützt als alle moralischen Theorien; diese kommen erst dem Manne von Erfahrung zu, gewissermaßen als eine Entschädigung für das, was nicht mehr zu ändern ist.

* * *

Es gibt Leute, welche fast alle möglichen Untugenden in blinder Kindheit vorwegnehmen und wie Kinderkrankheiten ausschwitzen, während z. B. zu wetten ist, daß ein recht fleißiger und solider Gründer, der Millionen stiehlt, als Kind niemals die Schule geschwänzt, nie gelogen und nie seine Sparbüchse geplündert hat.

* * *

Die gute Gesellschaft, welche nie bis unter einen gewissen Punkt herabsinkt, versich durch alle Stände und ist in den niedern Regionen ebenso oft zu finden als in den hohen.

Gottfried Keller.